

Randbemerkungen zum "Grossen Wohnhaus"

Autor(en): **Blumer, Jacques**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Werk, Bauen + Wohnen**

Band (Jahr): **68 (1981)**

Heft 12: **Wohnbau in der Stadt**

PDF erstellt am: **17.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-52012>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Jacques Blumer

Randbemerkungen zum «Grossen Wohnhaus»

Eine Diskussion über das «Grosse Wohnhaus» wird auf verschiedenen Ebenen zu führen sein. Zum einen stellt sich die Frage, ob sich vielgeschossige, hohe Bauten überhaupt zum Wohnen eignen. Zum andern wäre zu beantworten, wie denn ein befriedigender Aufbau und eine dem Wohnen genügende Zusammensetzung solcher Gebäude aussehen müsste.

Die Feststellung der städtebaulichen und architektonischen Untauglichkeit von Grossüberbauungen – wie generell der vielgeschossigen Wohnbauten – ist heute beinahe zum Glaubensakt geworden. Dafür gibt es gute, einleuchtende und schon fast zu populäre Gründe: Unverträglichkeit mit bestehenden Stadtmustern, Verlust des kollektiven Stadtraums, kein Boden- und Rufkontakt mehr, soziale Isolierung, Alten- und Kinderfeindlichkeit, Verlust von Identität etc., etc. Im ganzen ein recht vernichtendes Urteil. Argumente, die für die Grossüberbauung genannt werden, sind öfters wenig überzeugend. Nimmt man etwa die Spitzenreiter, die Thesen nämlich, dass durch hohe und grosse Häuser Kosten gespart würden und viel freie Fläche gewonnen werde, so zeigt sich, dass beide hinken. Es ist unschwer nachzuweisen, dass der Gewinn an unverbauter Fläche beim Überschreiten von fünf Stockwerken kaum mehr ins Gewicht fällt, wenn man von einer Ausnutzungsziffer von 1 bis 2 ausgeht, die auch bei Grossüberbauungen in der Regel nicht grösser ausfällt. Und ebenso zeigt es sich, dass die Konstruktionskosten eines Gebäudes keineswegs mit der Zunahme der Stockwerke laufend günstiger werden.

So muss also leicht der Verdacht aufkommen, der Hang zu hohen Grossbauten habe wohl eher etwas mit einer entsprechend organisierten Bauwirtschaft als mit planerischen, architektonischen oder technischen Gründen zu tun.

Hier wäre es nun apodiktisch, zu Reihenhaushaus und geschlossener Strassenbebauung zurückzukehren, etwas, was in der heutigen Lage zumindest nicht abwegig scheint. Damit würde allerdings der bekannte Nagel neben den Kopf getroffen.

Richtigerweise muss festgestellt werden, dass die Zerstörung des kohärenten Stadtgefüges nach dem Krieg, der Verlust von Orientierung, Identität, Stadtraum usw. nicht durch die Grossbauformen, sondern vor allem durch die sogenannte differenzierte Bebauung mit ihren Türmchen und vier- bis fünfgeschossigen Blöcken, die wie Kühe auf der Wiese herumgestreut wurden, zustande gekommen ist. Wohl waren da Bodenkontakt und Kinderkontrolle zum Teil noch gegeben, aber der Aussenraum als soziale Bühne existierten nicht mehr. So führte sicher auch die Suche nach einer heutigen Form dieser verlorenen Elemente zu den grossen neuen Wohneinheiten, zur Unité in Marseille, zu Toulouse le Mirail, Robin Hood Gardens, zu Byker und etwa dem Marquess Road Development in London. Trotz der eingangs gemachten Bedenken soll durchaus zugestanden sein, dass auch Grossbauformen – und da denke ich zum Beispiel an Erskine und an das Londoner Beispiel – der Kritik standhalten können. Denn wer Spangen kennt, der kann sich eine «street in the air» durchaus vorstellen.

Eine Alterssiedlung auf dem Dach wie etwa an der Marquess Road ist alles andere als falsch, und der Teppich der niedrigeren Bauten bildet mit der Wohnungswand in Byker sicher ein zusammenhängendes städtisches Ganzes.

Ein zwingender Grund für die Zusammenstellung der Baumassen im Plan von Tarent ist nicht auszumachen. Der Bruch mit dem bestehenden Stadtmuster ist evident. Eine neue städtische Qualität, welche über die zu Tode verwässerte Vorstellung der Stadt im Grünen hinausgehen würde, ist nicht ersichtlich. Die staubige Leere des Parco – wir befinden uns schliesslich nicht in Cambridge – ist wohl unvermeidlich, die «Poesie» der Parkplätze vor den Portici leider bekannt. Und wenn auch notwendige Wohnungen in grosser Zahl geschaffen werden und ein genossenschaftliches Modell die Situation der Mieter wesentlich verbessert, so trägt diese städtebauliche Lösung eben nichts Weiteres zur Wohnqualität bei.

Doch hier konnte der Projektverfasser nicht eingreifen. Die städtebauli-

che Situation war durch verbindliche Pläne bestimmt, das Bauvolumen gegeben. Das Problem lag darin, den 13geschossigen Baukörper zu strukturieren. In dieser Ausgangslage und mit aller vorher gemachten Reserve ist der vorliegende Bau eine intelligente Lösung, die Probleme eines solchen Volumens in den Griff zu kriegen. Vorgeschlagen wird ein Sockel mit Mezzanin für gemeinsame Anlagen, darüber eine zweigeschossige Schicht von Etagenwohnungen, die durch offene Treppen direkt aus dem Sockelbereich erschlossen werden, und darüber der durch Laubengänge zonierte obere Teil des Gebäudes. Abgesehen von der formal geschickten Unterteilung, entsteht eine nicht nur durch die entsprechenden Einrichtungen, sondern auch durch die vielen Wohnungszugänge belebte Sockelzone. Ebenso bringen die durchgehenden Wohnungstypen Vorteile für deren Organisation und Gebrauch, was in den vorgeschlagenen klaren Grundrissen zum Ausdruck kommt.

Fragen stellen sich bei der Ausbildung der einzelnen Elemente. So ist der Laubengang zwar viel tiefer und besser zu gebrauchen als sonst, die Eingänge zu den Wohnungen sind aber räumlich nicht markiert. Vorbei marschiert wird nicht nur an Eingang und Küche, sondern, schlecht wie immer, auch an Zimmern. Dass die Simplexwohnungen einen anderen Fensterabschluss auf der Laubengangseite haben, hat mit der Verdeutlichung der Hausstruktur zu tun. Dass für die Duplexe dann nur die Löchllein übrigbleiben, ist wohl kaum zwingend. Und schliesslich kann ich mir eine Bemerkung über die heute grassierende Berninorossieske-Colonnaditis nicht verkneifen.

Der «plan libre» hat einmal versucht, Aussagen zu machen, die mit Struktur und Organisation unterschiedlicher Räume innerhalb derselben zu tun haben. Ein allgemeines Rezept ist daraus zwar nicht zu ziehen, der Denkansatz scheint mir aber sicher so beachtenswert wie die gängige Enfiladen-Sucht. Und wenn man schon ohne sie nicht leben kann, so ist eine im Fluchtpunkt verschwindende Reihe von Pfeilern ohne Schwierigkeiten auf einem Blatt Papier selber zu zeichnen.

J.B.